Gammel Anna.

Von Theodor Duimchen.

Die Dorfstraße kam sie daher in ihrem merkwürdigen Trab, an dem man sie schon von weitem erkannte.

„Da kommt Gammel Anna," sagte ich zu meinem Großvater, den ich als Student von Kiel aus auf einige Ferienwochen besuchte und neben dem ich jetzt auf der nach dem Vorgarten gehenden großen Veranda meine Morgencigarre rauchte. Gammel Anna, „die alte Anna", das ganze Dorf nannte sie so. Eine merkwürdige Gangart hatte die Alte. Leicht vornübergeneigt, fiel ihr Körper bei jedem Schritt sozusagen in sich zusammen. Es war ein unaufhörlicher Wechsel zwischen Zusammenbrechen und Sichwiederaufraffen, und dabei kam sie trotz der schweren Holzschuhe, die sie im Sommer und im Winter, an Wochen- und an Festtagen trug, unglaublich rasch vorwärts. Von ihren Holzschuhen trennte sie sich nur, wenn sie an sehr schönen Sonntagen zur Kirche ging oder wenn sie nach Flensburg fahren mußte, um Besorgungen zu machen, dann zog sie seufzend ein paar große, schwarze Zeugschuhe an, dieselben seit zwanzig Jahren. Am liebsten richtete sich aber die Siebzigjährige so ein, daß sie bei schlechtem Wetter nach Flensburg fahren mußte, dann hatte sie eine gute Entschuldigung, sich von ihren geliebten Holzschuhen nicht zu trennen und die Schwarzzeugenen zu schonen.

„Ein drolligesFrauenzimmer," sagte ich.

„Drollig?" antwortete mein Großvater und sah mich mit seinen blitzenden, hellgrauen Alkenfritzenaugen an. „Drollig? Mein lieber Junge: Gammel Anna ist ein Weib von antiker Größe, eine Heldin von klugem und kühnem Lebensmuth, von unglaublicher Treue gegen selbstauferlegte Pflicht und von zartestem Empfinden."

„Nanu?" sagte ich. Denn dithyrambisch war meiner Mutter Vater selten.

Er war damals achtzig Jahre, hatte das große Gut, Hof sagt man da oben, längst und zwar mangels eines directen männlichen Erben und eines landwirthschaftlichen Schwiegersohns an den Mann seiner jüngsten Schwester abgetreten und sich nur das Wohnhaus und die Gärten vorbehalten. Da okulirte er denn seine Rosen und las. Er las sehr viel. Die Frertsen saßen seit Jahrhunderten auf dem Hof. Seit Jahrhunderten waren sie alle „Bauern" gewesen oder „zur See" gegangen. Der älteste Sohn hatte immer den Hof bekommen, die jüngeren Brüder wurden Capitäne auf eigenen Segelschiffen. So ein Seglercapitän war noch etwas anderes als die heutigen Oberschaffner der großen Dampfer, die für fünfzehnhundert bis achtzehnhundert Mark Gehalt und freie Station (während sie an Bord sind) ein Menschenalter lang zwischen Hamburg und New York oder Bremen und Baltimore hin- und herfahren. Nein, sie standen in ihren eigenen Schuhen, sie führten ein Schiff, das ihnen selbst gehörte, oder in dem sie doch große Parten hatten. Damals gab es noch Berufsfreudigkeit unter den Seeleuten, denn man konnte noch „etwas werden" auf den „grauen Wogen, schaumumflogen". Es lag damals noch Sinn und Verstand in dem alten Hansespruch vom Bremer Rathhaus: navigare est necesse, vivere non est necesse, man wußte, wofür man sein Leben wagte. Diese beiden Berufe, in denen die Ahnen alle seit grauen Vorzeiten gestanden und sich voll ausgelebt haben, geben der Rasse da oben das Gepräge. Diese Kreuzung zwischen Seefahrer und Großgrundbesitzer — denn aus vielen Höfen hätte man ein halbes Dutzend Rittergüter schneiden können — liefert kein schlechtes Menschenmaterial. Für eine Assessorencarriere eigneten sich die Söhne aus diesen alten Familien allerdings selten, sonst aber waren sie etwas werth als Menschen, ganze Kerls, und wenn man einen von ihnen kannte, hatte man etwas davon.

Es waren niemals Leute, von denen zwölf auf ein Dutzend und hundertvierundvierzig auf ein Gros gehen, sie waren seßhaft und conservativ und dabei doch von einem merkwürdig weiten Blick und vorurtheilslosen Geist.

Es interessirte mich, von einem solchen Mann — von einem Mann wie meinem Großvater — die Leidensgeschichte dieser Frau zu hören, von der er in solchen Worten sprach, und die mir als Jungen auf meinen Ferienbesuchen immer nur eine gute, etwas komische Alte gewesen war.

Ich bat ihn darum, und er that mir den Gefallen.

„Als der alte Richelsen noch lebte, der Vater dessen, den du als den alten Richelsen kennst," begann er, „ist Gammel Anna zu den Richelsens auf den Hof gekommen, damals hieß sie aber die „schöne Anna". Sechzehn Jahre alt ist sie gewesen. Sie stammte aus guter, kinderreicher Familie, von einem kleinen Hof im Sundewitt. Damals war es selbst für Töchter aus alten Familien ganz und gar keine Schande, auf einem Hof als Meierin, als Mamsell oder dergleichen zu dienen, und Anna Jepsen, ich sehe sie noch: das schönste Mädchen weit und breit. Sie war noch keine vierzehn Tage auf dem Hof, da waren wir jungen Leute schon alle verrückt um sie. Groß, prachtvoll gewachsen, ganz hellblond, aber nicht das gewöhnliche fahle Blond, ein leuchtendes, schimmerndes Hellblond, ein Teint, so fein und zart, wie selbst unsere nordische Frauen, die doch dafür berühmt sind, ihn nur selten aufweisen. Die feinsten Aederchen schimmerten durch die zarte Haut. Du kennst die seltsame Geschichte von der Agnes Bernauerin, die Hebbel den alten Chronisten nacherzählt, daß, wenn sie rothen Wein trank, man ihn durch den weißen Hals schimmern sah. So ungefähr. Dabei war sie von einer strahlenden Heiterkeit, von einer unverwüstlichen Laune, von einer Lustigkeit, ich hab's nie wiedergesehen. Wo sie war, da lachte die Welt: dem Stumpfsinnigsten und dem Vergrämtesten wurde leicht und wohl um's Herz, wenn er sie sah. Und tüchtig. Es war schwer wirthschaften auf dem Richelshof, schon damals. Der Alte war ein toller Kerl gewesen in seiner Jugend. Er war mit einer dänischen Gräfin, Dagmar Lehe, durchgegangen. Den Grafen, der ihnen nachgereist war, hatte er in Paris im Duell erschossen. Das war noch unter Ludwig XV. Richelsen war der reichste Mann hier in der ganzen Gegend, es waren mehrere Generationen hintereinander immer nur ein Sohn dagewesen auf dem Hof, die Mutter, die Großmutter, die Urgroßmutter waren alle einzige Töchter und schwerreiche Erbinnen gewesen, und dann die guten Zeiten damals, sie hatten auch immer Glück gehabt mit Vieh und Getreide, da hatte sich das Geld erstaunlich angesammelt. Kasten und Truhen voll, kein Gut und fast kein Haus in der Gegend, auf dem sie nicht Geld stehen hatten. Und so viel baar auf der Bank in Copenhagen, daß der große Adel Dänemarks neidisch wurde. Na, Peter Richelsen hat's klein gekriegt mit Dagmar Lehe.

„Während der Revolution starb sie in Paris, er selbst hatte Mühe, zu flüchten, machte dann noch ein paar Jahre lang große Reisen und kam erst wieder, als alles Geld heidi war und kein Mensch mehr noch eine weitere Hypothek auf den Hof geben wollte. Er heirathete dann. Viel brachte ihm seine Frau nicht mit, eine große Partie konnte er in seinen Jahren und nach seiner Vergangenheit nicht mehr machen. Es war also nicht glänzend, und als in den zwanziger Jahren die schlechten Zeiten kamen, hatte es schon damals viel Mühe gekostet, den Hof zu halten.

„Es war nur ein Sohn da, Hinrich Richelsen, den du als den alten Richelsen kennst.

„Hinrich war ein großer, schöner Mensch.

„Daß er seines wilden Vaters Blut im Leib hatte, ließ sich bald merken. Aber trotzdem hätte er jede Tochter bekommen. Da wäre nun das Vernünftige gewesen, eine der reichsten zu nehmen. Es waren gerade damals schöne, tüchtige, gute Mädels drunter, und jede wäre gern auf dem alten Richelshof Herrin und des schönen Hinrichs Frau geworden. Aber wie das so ist, sein Glück bei Frauen, aus dem er ein neues, festes Fundament für die alte Familie hätte bauen können, wurde gerade sein Unglück. Alle liefen sie ihm nach, und eine verdrängte immer die andere bei ihm. Da kam Anna auf den Hof, natürlich brannte er wie Pech und Zunder. Und was noch schlimmer war, auch sie verliebte sich in den prächtigen, wilden Kerl. Zu erreichen war aber trotzdem nichts bei ihr. Nicht etwa, daß sie aus Berechnung sich ihm versagt hätte: es gibt ganz einfach Mädchen, die es nicht fertig bekommen, einem Mann zu gehören, der sie nicht für's Leben wählt.

„Hinrich begriff das nach und nach. Seine Begierde, sie zu besitzen, wuchs aber dadurch nur bis in's Ungemessene. Er bot ihr seine Hand an. Die Zustimmung des Alten wurde schließlich auch erreicht. Der Alte mußte wohl einsehen, daß Hinrich nur zu sehr sein Sohn war.

„Anna verließ den Hof und ging nach Haus, um ihre Ausstattung zu besorgen. In drei Monaten sollte die Hochzeit sein.

„Das war aber eine zu lange Zeit. So lange hielt sich Hinrich nicht.

„In den Krug kam gerade damals eine neue Schenkmamsell Mettathrin Ohlsen. Ihr Vater war ein kleiner Capitän und ihre Mutter eine „Gelbe", wie sie hier sagen, eine Creolin von Honduras gewesen. Er hatte sie drüben geheirathet, während er jahrelang an der südamerikanischen Küste Kapotage fuhr. Die Mutter war bei der Geburt des Mädchens gestorben, er brachte das junge Wurm mit und ließ sie dann hier taufen, drüben wäre sie wohl katholisch geworden.

„Im Jahr darauf ging seine Brigg in einem Taifun an der chinesischen Küste mit Mann und Maus unter. Geld hinterließ er nicht, er hatte sein ganzes Capital in die Ladung gesteckt, und die Versicherungsprämie hatte er immer ruchlos und keck, wie die Leute häufig waren, „selbst verdient". Die kleine Mettathrin wuchs bei Ohlsens unverheiratheter Schwester auf, die auch nicht viel hatte. Der Balg hat ihr viel Sorge gemacht, sie war wie eine alte Henne, die eine schillernde Wildente ausgebrütet hat. Das Mädel hatte schon als Kind den Teufel im Leib.

„Als die Tante starb, mußte sie sich nach einer Stellung umsehen: der schwere Dienst als Mamsell auf einem Hof, oder die achtzehn Stunden in der Molkerei lächelten ihr nicht. Sie war immer nur für die Arbeit der andern. So kam sie eines schönen Tags als Schenkmamsell hier in den Krug. Kein dummer Gedanke von dem alten Niels. Es wurde ein tolles Leben: der alte Burgunder und der Cliquot flossen in Strömen.

„Die schöne Anna war noch keine vier Wochen weg, da saß Hinrich Richelsen auch in ihren Sprenkeln. Ein sündhaftes Geld wurde damals in dem Krug verkneipt. Niels hatte natürlich nichts dagegen, wenn sie denen, die am meisten draufgehen ließen, ein wenig gefällig war. Es wurde ein Hürdenrennen um ihre Huld. Alle wußten, daß sie nichts taugte, aber sie kamen nicht von ihr los. Hinrich Richelsen saß mit am festesten, und was das Schlimmste war, er kam vollständig an den Trunk. Jede Nacht saß er da und poussirte an dem Satan von Weib herum. Gewissensbisse mochte er dabei haben, deshalb trank er aber nur noch mehr. Es kam, wie es kommen mußte. „Gute Freundinnen" hatten Anna das Nöthige geschrieben. Eines Tags kam sie an auf den Richelshof. Schon ziemlich spät am Abend. Hinrich war nicht zu Haus. Sie wußte aber, wo sie ihn zu suchen hatte.

„In einem der kleinen Zimmer, die auf den Kruggarten hinausgehen, pflegte er zu sitzen mit dem Racker. Sie hatte sich den Hinrich damals schon ausgefucht, mit ihm saß sie allein. Wenn die andern bedient sein wollten, ging sie immer nur auf kurze Augenblicke hinaus.

„An jenem Abend ließen sie im hellen Zimmer — die Fenster ohne Laden — er schon halb betrunken und sinnlos vor Leidenschaft, die Ahnungen der Unglücklichen, die draußen stand, zur Gewißheit werden.

„Da ist denn aus der lustigen, schönen Anna auch ein stolzes, wildes Weib geworden: mit schmetterndem Faustschlag hat sie das ganze Fensterkreuz eingeschlagen. Die schwarze Katze ist aus Angst in Ohnmacht gefallen, als sie das todtblasse Gesicht unter dem glitzernden Blondhaar in der Fensteröffnung gesehen hat. Anna aber hat nur mit Hinrich gesprochen. Und nicht viel. Nur, daß er ein elender Schurke wäre, hat sie ihm gesagt, dann hat sie sich umgedreht und ist noch in derselben Nacht wieder abgereist.

„Er verlor den Halt: in demselben Jahr heirathete er das Frauenzimmer aus der Schenke weg, weil er sie nicht mehr mit andern theilen wollte.

„Erreicht hat er den Zweck nicht.

„Wer will solch' Weib hüten!

„Zehn Jahre hatte die Ehe gedauert, da starb sie. Acht Kinder waren da. Sein Vater und seine Mutter waren längst todt, und da saß nun Hinrich Richelsen, der letzte Abkömmling eines uralten Hauses, da saß er nun auf seinem Hof, von dem ihm nichts mehr gehörte, hilflos und verkommen mit seinen acht Kindern."

Ich war der Erzählung des alten Herrn gespannt gefolgt. „Nun — und?" warf ich hier ein.

„Nun — und," fuhr er fort. „Einfach: Anna hörte, wie es um ihn stand — sie war auf Fünen in sehr guter Stelle. Sie war damals noch eine Schönheit ersten Ranges mit ihren siebenundzwanzig oder achtundzwanzig Jahren, und es gab viel reiche Leute, die gern eine so schöne und tüchtige Hausfrau gehabt hätten. Sie aber gab alles auf, packte ihre Ersparnisse zusammen, und eines Tags stand sie vor Hinrich Richelsen.

„Ich hätte dich damals halten sollen," sagte sie zu ihm. „Ich durfte dich ihr nicht lassen. Wenn du willst, komme ich zu dir, führe dein Haus und erziehe deine Kinder."

„Seit fünfundvierzig Jahren ist sie da. Geheirathet hat sie ihn nicht, er hat nicht einmal davon reden dürfen. Acht Kinder waren ja auch für den verschuldeten Hof schon viel zu viel, und sie brachte es zwar fertig, sich für ihn und seine Kinder zu opfern, aber sie brachte es auch jetzt noch nicht fertig, Mettathrins Nachfolgerin zu werden.

„Sie war einfach seine Magd, dabei allerdings die Herrin des Hofs.

„Es war eine furchtbare Arbeit, unter den Umständen den Besitz zu behaupten. Hinrich war kaum eine Hilfe, nie zuverlässig, von Zeit zu Zeit immer wieder in den Trunk zurückfallend, in der gefährlichen Weise der Quartaltrinker. Zu Sekt und Burgunder langte es natürlich nicht mehr, aber Branntwein thut's ja auch. Welches Kreuz hatte sie allein daran. Als sie merkte, daß er von Zeit zu Zeit das Zeug haben mußte, fing sie an, ihn zu studiren und zu discipliniren, sie selbst holte ihm dann den Schnaps, um ihn ihm dann wieder nach und nach zu entziehen. Niemand im Dorf sollte wissen, daß er trank, daß er sich bis zur vollen Würdelosigkeit in Schnaps betrank. Nur wenn ihm „nicht gut" war, trank Richelsen gelegentlich einmal Branntwein. Sie glaubt heute noch, daß das Dorf es ihr glaube.

„Die Kinder blühten unter ihren Händen auf, alle bildhübsch, gesund und scheinbar gut geartet, liebe, herzige Geschöpfe, so bis zur Reifezeit. Dann schlugen sie um. Alle ihre Mühe und Sorge, alle ihre Liebe und Arbeit waren vergeblich, einer nach dem andern verloren und verdorben.

„Nur der Jüngste hat sich wieder auf sich besonnen, er war Seemann, und als die gefährliche Zeit kam, wurde er gerade so ein Windbeutel und Durchgänger, wie die andern auch. Aber wie gesagt, er besann sich auf sich, er ging als Capitän nach China, blieb dort und gründete ein kleines Geschäft, er soll Geld verdienen. Für den hebt Gammel Anna den Hof auf, wenn Drees so viel bei einander hat, daß er einen Theil der Schulden ablösen kann und noch ein vernünftiges Betriebscapital übrig behält, will er herüberkommen. Er muß jetzt sechsundvierzig, siebenundvierzig sein. Noch ist er unverheirathet. Wenn er so weit ist, wird er sich wohl hier umsehen unter den Töchtern des Landes. Darauf freut sich Gammel Anna. Das will sie noch erleben. Dann könnten, sagt sie, „Vadder" und sie sich ja zur Ruhe legen.

„Nun, was meinst du. Ist Stil in diesem Leben oder nicht? Und komm mir nicht etwa mit dem Einwand: was hat sie von ihrem Leben gehabt. Sie hat ein reiches Leben gehabt. Die Freude an sich selbst und an dieser Erde hat sie nie einen Augenblick verlassen."

Ich traf Gammel Anna ein paar Tage darauf auf der Dorfstraße. Ich hatte mich immer ganz gut mit ihr gestanden. Sie, die in ihrem ganzen Leben immer nur dänisch gesprochen hatte, redete mit mir deutsch aus Höflichkeit, was sie deutsch nannte. Ich, der ich im Hause meines Großvaters, wo die deutsche Sprache auch mir gegenüber nur ausnahmsweise Anwendung fand, ganz gut plattdänisch gelernt hatte, besaß den Ehrgeiz, mein Dänisch anzubringen. Ich fragte sie auch in tadellosem Kartoffeldänisch: „Nun, was meinen Sie zum Wetter heut?" Aber wieder kam auf „deutsch" die Antwort: „So diesige Luft außen vor. Wir können chut noch Feuer im Ofen haben."

„Warum laufen Sie so? Darf ich ein Stück mitkommen?"

„Nein, danke. Ich komme ssu und holen Vadder ein kleinen Snaps, er hat es nicht chut."

Ihr alles Gesicht leuchtete in Güte und Lebensfreude. Dem Grabe schon so nahe, sagte sie noch ja zum Leben, wie man es heute bei der Jugend kaum findet. Ihre wimperlosen Augen lachten. Ueber den braunen, welken Wangen lag ein rother Schimmer, trotz der tiefen Runzeln, die die Jahre und die Sorge, die Wind und Wetter hineingegraben hatten.

Sie gab einem selbst Frohsinn und Muth: man sah in ihre fröhlichen Greisenaugen, und man freute sich seines Daseins. — Alles ist relativ. Mein Großvater hatte recht: ein reiches Leben!

Sein Kind.

Von M. Sommer.

„Herr Professor," rief der Diener, schüchtern ins Atelier tretend, denn er wußte, wie sehr ungern sein Herr sich bei der Arbeit stören ließ. „Herr Professor, draußen wartet eine Frau, die sich trotz aller meiner Reden durchaus nicht abweisen lassen will."

„Kennst Du sie?"

„Sie wohnt im Hinterhaus 4 Treppen hoch; es ist, glaube ich, eine Näherin."

„So, nun, reich wird sie wohl nicht sein; laß sie kommen."

Die Frau, die gleich darauf hereintrat, war sehr dürftig in Schwarz gekleidet; aus gar verschiedenen Stucken mochte ihr Anzug wohl zusammengesetzt sein und hin und wieder mochte sie die Enden gewandt haben, um sich die dürftigen Zeichen äußerer Trauer zu geben, die bei den Reichen oft als Schmuck mißbraucht werden. Ihre Hände hielten ein kleines Päckchen und nun ihre vom Weinen matten Augen sich auf den Maler richteten, lag darin ein Ausdruck so zurückhaltender Schüchternheit, daß er ihr freundlich zu Hilfe kommend fragte:

„Sie wünschen Etwas von mir?"

Wie frauenhaft weich war diese Stimme, welche Seelengüte sprach aus den klugen, fröhlichen Augen, deren Schimmer an Sternenglanz erinnerte; wie wußte er den Ton zu treffen, mit dem man zu armen Leuten spricht, als hätte er zeitlebens mit ihnen verkehrt, und der auch hier den Bann des Fremden brach.

„Mein Kind," sagte sie leise, „ist heute früh gestorben, mein liebes, kleines Kind; ich hatte nichts sonst auf der Welt. und nun bin ich ganz allein; bald werden sie es holen, und da — ich dachte — verzeihen Sie, ich wußte nicht —" sie blickte auf das Geld in ihrer Hand, und verlegen, beschämt im reichen Zimmer umher.

„Da dachten Sie," fiel er freundlich ein, „ich könnte Ihr Kindchen malen."

„Sie nickte fast unmerklich.

Er nahm Farben und Pinsel und dem Diener abwinkend schritt er mit einem „Kommen Sie" der Frau voran, drei hohe, enge Treppen.

Im einzigen Zimmerchen lag das Kleine. Nun besann er sich, er hatte es oft im Hofe spielen sehen und sich über das liebe, freundliche Gesichtchen, die großen, klaren Augen gefreut; er hatte Kinder so gern. Und nun war Alles vorbei. —

Er ordnete die weißen Blumen und ging an die Arbeit. Die Mutter saß mit gefalteten Händen in der fernsten Ecke und wagte nicht auf ihn zu sehen. — Schon standen in leichten Umrissen die Züge des todten Kindchens auf der Leinwand, als er sie aber betrachtete, schüttelte er wie unzufrieden mit dem Kopf und hielt mit der Arbeit inne.

„Blaue Augen hatte es?" fragte er plötzlich.

Sie nickte.

Und weiter arbeitete er, hastig, ohne aufzusehen. Die Sonne stieg höher, es wurde Mittag, Nachmittag und schließlich Abend, er arbeitete noch immer, nicht einmal mehr auf das todte Kindchen blickend.

„So," sagte er endlich und stellte das Bild auf einen Stuhl in das rechte Licht, „nicht wahr, es ist ähnlich?"

Die Frau trat näher, dann sank sie stumm vor dem Bilde auf die Knie; von der Leinwand schaute es sie so herzig an; nicht der kleine Engel im Sarge, sondern lebendig mit dem fröhlichen Lächeln um den kleinen Mund. Sie weinte nicht, sie dankte nicht, sie war ganz darin verloren.

Leise nahm der Maler sich eine Blume aus dem Kranz, leise schlich er sich fort, nur ein Sonnenstrahl folgte ihm, und ein Sonnenstrahl fiel auf das Bild.

Auf dem Anstand.

Von Ernst Konrad.

Seit einer Stunde saß der Gutsbesitzer Schäfer am Rande des Gehölzes. Vor ihm Sturzäcker, dann eine Wiese und jenseits Kiefernwald, — also eine Stelle, wie sie für einen Waidmann, der auf Anstand gegangen ist, nicht besser geschaffen werden kann. Der Nebel des Dezembermorgens zertheilte sich nur langsam, die Sonne hatte einen schweren Kampf auszufechten, ehe sie Siegerin blieb. Und noch ehe ihr erster Strahl die Mutter Erde erreicht hatte, huschte ein Hasenpaar über die Wiese, dann trat ein Reh aus, dem ein Hirsch, kapitaler Vierzehnender folgte.

Fritz Schäfer hielt die Büchse schußbereit; als der Hase gerade ihm gegenüber ein „Männchen" machte, kribbelte es ihm in allen Fingern. Aber er rührte keine Hand. Dann das Reh,... der Hirsch...., aber der Jäger hockte thatenlos auf seinem Einsitz.

„Mein Herr," hatte ihm am Abend zuvor Grethe Waldow erklärt, „Ihr Antrag ehrt mich,.... Mama wird nicht „nein" sagen, aber sehen Sie, ich muß, ehe ich mich entscheide, wissen, daß Sie sich beherrschen können."

„Kann ich," behauptete Fritz.

„Ja?" zweifelte Grethe. „Nun, ich werde Sie auf die Probe stellen. Sie sind doch ein leidenschaftlicher Jäger vor dem Herrn?"

„Jawohl," betheuerte er, „ich schieße Alles kurz und klein. Wenn's mit einem Reh nichts ist, knall ich die Hasen nieder und schließlich ist kein Spatz in der Luft vor meinen Schroten sicher."

„Ach pfui," schmollte sie, „wer kann denn Gefallen daran finden, immer die armen Thiere todt zu schießen. Die haben doch schließlich auch ein Recht auf Leben. Und da wollen Sie morgen vor Tagesanbruch wieder auf den Anstand gehen und Alles tödten, was in den Bereich Ihres Flintenlaufes tritt?"

„Ja, hm, nun freilich," meinte Fritz Schäfer, „auf den Anstand werde ich gehen, aber...."

„Kein „aber" mein sehr geehrter Herr Fritz," entschied Fräulein Grethe, „Sie werden keinen Schuß abgeben, wenn ..." das Fräulein machte eine Verlegenheitspause, während welcher sie stark erröthete, — „na, sagen wir, wenn ich Sie morgen früh vom Anstand abholen soll. Natürlich muß ich mich überzeugen, daß die Läufe Ihres Gewehres innen blank sind wie zwei Spiegel". Mit einem sehr eleganten Knix hatte sich Fräulein Grethe hierauf verabschiedet.

Nun hatte Herr Schäfer die halbe Nacht gesessen und die Läufe seiner Doppelbüchse gereinigt, bis sie ausgaben wie polirt. Und jetzt hockte er hier und that so, als ob ihm das Jagdfieber vollkommen aus den Gliedern gefahren sei. Ob „sie" wohl kommen würde?

Da bewegten sich drüben die Sträucher, vorsichtig schlüpfte ein Thier in die nächste Ackerfurche. Fritz Schäfer machte große Augen, — alle Wetter, das war ja eine ganz seltene Jagdbeute, ein Fuchs. Da hob er denn doch ganz bedeutsam das Gewehr. Aber schleunigst ließ er es wieder sinken, als der Fuchs, durch Schritte, die knisternde Zweige zerbrachen, erschreckt, Kehrt machte und nach seinem Bau retirirte. Und da tauchte wirklich und wahrhaftig Fräulein Grethe auf.

„Nun mein Herr," lachte sie, „guten Morgen! Sie sehen, ich halte mein Wort, wie ist's mit dem Ihrigen beschaffen?"

Statt jeder Antwort schlug Fritz Schä er sein Gewehr hoch, klappte den Schaft zurück und ließ die junge Dame durch die Läufe blicken.

„Wahrhaftig," stellte sie fest, „blitzblank, kein Schuß abgefeuert. Also, mein Herr, ich erkläre, daß sie wirklich im Stande sind, sich beherrschen zu können."

„Nun, und?" fragte er mit halberstickter Stimme. Da lag ihm Grethe an der Brust und ehe er sich's versah, — ein so herzhaftes Kuß, daß sämmtliche Hasen wie toll über das Sturzfeld Haken schlugen und ein Rebhühnervolk mit lauten Flügelschlag aufstieg.

Geld und Gut.

„Was frag' ich viel
nach Geld und Gut....."

Aeußerst lieblich klingt diese Melodie. Ein Strom von Heiterkeit fließt daraus, in anmuthigem Takt wiegt sich das Haupt, und „das Herz hört stille zu." Aber — aber — an die Thüre pocht bereits die Prosa. Wenn ich auch nicht nach Geld und Gut fragen will, das Leben fragt danach. Sehr hart, sehr zudringlich sogar, so daß sich all die lieblichen Melodien von Zufriedenheit und frohem Sinn in Disharmonie auflösen.

Ja, die Frage nach Geld und Gut! Wer sie aus der Welt schaffen könnte! Mancher trägt leichter die Schmerzen des Herzens als die des Beutels, und mancher tauschte auch willig eines mit dem andern aus.

Es ist thöricht, sich ausschließlich mit der Frage nach Geld und Gut zu beschäftigen, d. h. so lange wir unser Auskommen haben, ohne jeden Tag aufs neue darum zu sinnen. Es ist in vielen Fällen auch thöricht von verheiratheten Frauen, deren Männer in festen und erwerbenden Stellen sind, wenn sie sich mit dieser Sorge das Leben schwer machen. Die Frau hat in diesem Fall nur darauf zu sehen, daß das ihr verständigerweise ausgesetzte Wirthschaftsgeld reiche. Kann sie etwas davon ersparen — ohne Geiz natürlich, und ohne die Behaglichkeit des Hauses zu stören — um so besser. Kann sie es nicht, so giebt es der idealen Schätze genug, die sie als edle Zukunftssaat ausstreuen kann: Die Bescheidenheit in den Sinn der Kinder, die Anspruchslosigkeit, die Achtung vor der Arbeit, das in Ordnung gesetzte Fundament der Wirthschaft. Eine ganze Reihe Dinge, die nicht bloß im idealen Sinne mehr werth sind als Geld und Gut, sondern auch in irgend welchem plötzlichen Schicksalswechsel die Ausgabe von Geld und Gut ersparen, welche Unordnung und Verwöhnung immer mit sich bringen.

Das Lied geht in seinem zweiten Vers„ Wenn ich zufrieden bin."

Glücklich der, dem die Gabe der Zufriedenheit von Mutter Natur zutheil wurde; denn es giebt Charaktere, die gleichsam von den Glückswellen getragen werden, und die — da kein anderer Staub sie belästigt — über die Sonnenstäubchen klagen, die ihr Auge blenden. Die eigentliche Zufriedenheit erlangt der Mensch auch erst dann, wenn er der schwersten Sorge um das tägliche Brod für sich und die Seinen enihoben ist. So lange das nicht ist, wäre es wirklich zu „genial", zu singen: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut." Im Allgemeinen aber soll man die Sorge um das tägliche Brod nur so lange im Vordergrunde seiner grübelnden Gedanken stehen lassen, wie es nothwendig ist.

„Die Sorge für morgen gönne mir schon noch ohne Moralpredigt" — wirft eine liebe Leserin ein: „denn siehe, so bin ich: ob ich heute etwas zu essen habe, das grämt mich nicht, wenn ich nur weiß, ich habe morgen etwas." Ich muß lächeln: so verständig bist Du, theure Leserin, so lieb und gut, daß ich Dir Gewährung nicke. Aber nicht wahr, die Sorge um übermorgen wollen wir den schwerblütigen Menschenkindern verbieten? Nicht etwa verbieten mit leichtem Sinn und gläubigem Bibelwort — denn erst, wenn wir das unsere thun, thut Gott das seine — sondern mit dem ernsten Hinweis auf die eigene Pflicht. „Ich habe gethan, was ich konnte, mehr kann ich nicht, nun helfe mir Gott!" das ist ein heiliges Gebet.

Und dieses Gebet schließt auch die Zufriedenheit in sich; es wehrt der nervösen Unruhe, die pflichtvergessene Personen so leicht befällt, es wehrt aber auch dem leichtfertigen Lachen jener, die sich aufs Schuldenmachen verlegen und nicht selten ihr eigenes Unglück auf die Schultern anderer abwerfen.

Vaccination Parties.

Die Blätter die seit einigen Monaten in der Hauptstadt Englands auftreten, haben der Londoner Gesellschaft Gelegenheit zu einer ganz origineller Art von Geselligkeit gegeben. Nach der „Evening Party", der „Tea Party" und der „Garden Party", sowie allen anderen schon längst abgedroschenen „Parties" kommt nun als neueste Forderung des guten Tones und der Eleganz die „Vaccination Party", die, wie schon ihr Name verräth, eine Unterhaltung ist, zu der die vornehme Welt sich einfindet, um sich impfen zu lassen. Die bei einer Gesellschaft solcher Art unentbehrlichste Persönlichkeit ist natürlich ein Arzt oder, noch besser, ein Chirurg. Die Dame, die ihren ganzen Stolz darein setzt, ultrachic und elegant zu sein, engagirt für ihre Vaccination Party einen männlichen Arzt um die besaate Procedur an den Damen, und einen weiblichen, um sie an den Herren vornehmen zu lassen. Noch niemals sind die Aerzte so gefeiert worden, wie gerade jetzt in London; sie werden buchstäblich mit Einladungen überhäuft. Die Milliardärinnen laden zu ihren Vaccination Parties die Leuchten der Wissenschaft ein, die gewöhnlichen Reichen müssen sich mit weniger berühmten Aerzten begnügen. Der übertriebene Luxus und sein Zwillingsbruder, der schlechte Geschmack, haben natürlich auch bei dieser modernsten Art der geselligen Zusammenkünfte ihren Antheil gehabt. So ließ eine vornehme Londoner Dame, die um jeden Preis glänzen und ihren Gästen etwas ganz Außerordentliches bieten wollte, zu ihrem Empfangsnachmittag eine junge Kuh herbeischaffen, von der der Impfstoff direct genommen werden sollte. Die Kuh aber führte sich schlecht auf; in ihrer völligen Unkenntniß der elementarsten Forderungen des guten Tones brachte sie ihre Stallmanieren mit in den Salon, und so mußte man das ungebildete Vieh schleunigst wieder hinausführen. Das war nun eine mißlungene Ueberraschung gewesen, die keine Nachahmung fand. Deshalb bringen jetzt auch die Herren Aerzte das Kuhpockengift in der Tasche mit in die Gesellschaft. Die Damen erschienen zur Vaccination Party anfangs im geschlossenen Kleide und mit langen Aermeln, die man für die Operation aufstülpte. „Diese Bewegung war jedoch keineswegs graziös, ja Manche fanden sie sogar „shocking". Man erwog daher eine Zeit lang die Möglichkeit, im ausgeschnittenen Kleide und mit kurzen Aermeln zu erscheinen. Das wäre jedoch ein unverzeihlicher Anachronismus gewesen; denn die Tyrannin Mode will, daß man nur zu Abendgesellschaften decolletirt komme. Was thun? Da fand eine Damenschneiderin des West End die Lösung des Problems: sie lancirte eine Vaccination-Toilette, nämlich eine bis an den Hals geschlossenes Kleid mit langen Aermeln, die aus Reihen von Bändern, Spitzen und Pailletes bestehen. Dadurch wurde es möglich, von der bloßen Haut nur so viel sehen zu lassen, als es Nachmittags der gute Ton erlaubt und zugleich den Aerzten das nöthige Operationsfeld mit Grazie zu eröffnen. Kurz, es ist eine entzückende Toilette, die allen Anforderungen der Wissenschaft und des „Savoir Vivre" entspricht. Und so ist die „Vaccination Party" zum Saisonereigniß geworden. Schon kamen mehrere Verlobungen zwischen zwei Lanzettestichen zu Stande. Uebrigens ist dies gar nicht der einzige Vortheil, den die vornehme Welt Londons aus dieser Epidemie gezogen hat; denn man wird von nun an, um „das Eis zu brechen", nicht mehr seine Zuflucht zu einem Gespräche über das Wetter nehmen müssen, sondern einfach fragen: „Sind Sie schon geimpft worden?"

— Schwer von Begriff. — Gefanglehrer: „Ich weiß nicht, wie Sie immer wieder dieses dumme Ding: „Hast Du mich lieb" spielen können!?" Backfisch: „Ach, Sie sind aber auch gar zu harmlos!"

Berühmte Junggesellen.

Alexander v. Humboldt antwortete einstmals einer Französin, welche ihn fragte, ob er niemals geliebt habe: „Meine Liebe hat immer nur der Wissenschaft gegolten!" Wie Humbold ist auch Leibniz unvermählt geblieben. Er hegte den Grundsatz, man müsse sich erst vierzig Jahre besinnen, bevor man einen so wichtigen Schritt thue. Und als er sich endlich genug besonnen hatte, wies die Frau, die er heirathen wollte, den Antrag ab, weil auch sie sich besonnen hatte. Ein Junggeselle blieb auch Leibniz' Zeitgenosse Isaac Newton, der sich sogar oftmals seine Mahlzeiten selbst bereitete. Bekannt ist die Geschichte, wie einst seine Haushälterin, die er fortgeschickt hatte, ihn bei ihrer Rückkehr dabei betraf, wie er statt eines Eies, das er hatte kochen wollen, seine Uhr ins kochende Wasser geworfen hatte, während er mit dem Ei in der Hand dabei stand. Rousseau, der ebenfalls Junggeselle geblieben war, wurde in den letzten Jahren seines Lebens von einer Haushälterin in furchtbarer Weise tyrannisirt. Voltaire, Plato, Petrarca, Tasso, Dante, Spinoza, Calderon, Richelieu sind unvermählt gestorben. Von Neueren seien in bunter Reihe erwähnt: Heinrich v. Kleist, Hölderlin, Grillparzer, Hamerling, Bauernfeld, Gottfried Keller, Graf Schack, Roquette, Niehsche, Brahms. Auch unter den Politikern gab es viele Verächter der Ehe. Von den Politikern unserer Tage seien nur Gambetta, Caprivi, Lasker und Windthorst erwähnt. Die drei bedeutendsten Künstler aller Zeiten, Raphael, Michelangelo, Leonardo da Vinci, sind unvermählt gestorben. Freilich kann man diese wohl kaum in die Reihe der eigentlichen Junggesellennaturen rechnen. Solche echte Junggesellennaturen waren zum Beispiel Kant und Beethoven. Kant äußerte sich über das weibliche Geschlecht folgendermaßen: „Ein Frauenzimmer soll sein wie eine Thurmuhr, um Alles pünktlich und auf die Minute zu thun, und doch auch nicht wie eine Thurmuhr, sie muß nicht alle Geheimnisse laut verkünden; sie muß wie eine Schnecke häuslich, und auch nicht wie eine Schnecke, sie muß nicht all das Ihrige am Leibe tragen." Ganz besonders waren dem Weisen von Königsberg die gelehrten Frauen unbehaglich. „Sie brauchen", so meinte, er, „ihre Bücher wie ihre Uhren; sie tragen sie, damit man sieht, daß sie eine haben,